

„Nicht durch Dekret“

Ein Gespräch mit Robert Picht über kulturellen Austausch in Europa

Europa ist mehr als der Euro. Es kann nur weiter zusammenwachsen, wenn es auch zu einem fruchtbaren Austausch auf kulturellem Gebiet kommt. Über Chancen und Probleme von Kultur als europäischem Integrationsfaktor sprachen wir mit Professor Robert Picht. Er leitet das Deutsch-Französische Institut in Ludwigsburg und lehrt europäische Soziologie am Europakolleg in Brügge. Die Fragen stellte Ulrich Ruh.

HK: Herr Professor Picht, in seiner kürzlich erschienenen Streitschrift „Das Ende des Selbstbetrugs“ über Stand und Chancen europäischer Integration überschreibt Claus Koch ein Kapitel mit der lapidaren Aussage: „Die Kultur – kein europäisches Band“. Aber kann es ein weiteres Zusammenwachsen Europas ohne die Besinnung auf das gemeinsame kulturelle Erbe und eine Intensivierung des kulturellen Austauschs geben?

Picht: Kultur war im Europa der letzten Jahrhunderte vielfach ein Instrument, um Nationen zusammenzuschmieden. Denken Sie nur an Frankreich: Die französische Nation ist nicht zuletzt das Produkt absichtsvoller kultureller Vereinheitlichung. Die deutsche Nation ist auf ganz andere Weise ein kulturelles Kunstprodukt; sie war zunächst einmal das Deutschland der Dichter und Denker, hat sich mangels staatlicher Grundlagen um das deutsche Nationaltheater herum aufgebaut. Und für die ebenfalls „verspätete Nation“ Italien spielten die Opern Verdis eine entscheidende Rolle für die Entwicklung eines Nationalbewußtseins. Andere europäische Nationalstaaten wie Belgien brechen an ihren kulturellen Gegensätzen fast auseinander. Auf europäischer Ebene läßt sich nicht durch einen Willensakt politischer Instanzen ein staatliches Gebilde mittels kultureller Vereinheitlichung aufbauen. Der Nationalstaat ist kein Modell für Europa. Jean Monnet hat im übrigen den ihm immer wieder zugeschriebenen Satz, wenn er mit Europa wieder zu beginnen hätte, würde er mit der Kultur beginnen, nachweislich nicht gesagt.

HK: Und was bedeutet das angesichts des heutigen Standes und der weiteren Entwicklung der europäischen Integration?

Picht: Es bleibt nach wie vor richtig, daß sich mit den Elementen einer funktionalen Integration alleine Staaten und damit Kulturen nicht integrieren lassen. Zugleich ist ohne kulturelle Verständigung, die etwas anderes ist als Vereinheitlichung, verlässliche Kooperation zwischen Nationen nicht zu erreichen. Deshalb braucht es angesichts des erreichten oder in absehbarer Zukunft zu erwartenden Ausmaßes an wirtschaftlicher und politischer Verflechtung in Europa auch einen intensiveren kulturellen Austausch, den aber der Vertrag von Maastricht leider eher behindert als fördert. Seine Artikel zu Bildung und Kultur leisten einer Renationalisierung der Kulturpolitik Vorschub und errichten Barrieren, die auf diesem Feld eine Europäisierung von

Kultur, vor allem des Bildungswesens, erschweren. Das Prinzip der Subsidiarität ist sicher aller Ehren wert. Aber unter deutschem Einfluß, nämlich zum Schutz des Kulturföderalismus der deutschen Bundesländer, werden durch Maastricht Möglichkeiten einer europäischen kulturellen Zusammenarbeit eher blockiert.

„Die gemeinsamen Wurzeln sind auch heute noch wirksam“

HK: Wie sähe dann das angemessene Modell aus, das sowohl unnötigen Zentralismus wie übertriebene kulturelle Kleinstaaterei in Europa vermeidet?

Picht: Auf der einen Seite wirkt sich die Dynamik des Binnenmarktes in Europa auch im kulturellen Bereich voll aus. Dem Markt der Waren und Dienstleistungen und der Mobilität der Menschen in einem Europa der offenen Grenzen entspricht der freie Markt der Sprachen und des kulturellen Austausches. Dieser Markt wiederum produziert wie alle anderen Märkte durch seinen Konkurrenzdruck an einigen Stellen Spitzenergebnisse, hat aber auch seine blinden Flecken. Deshalb braucht es gleichzeitig auf der anderen Seite die Förderung von Bereichen, wo die Entwicklung gefährlich zurückbleibt. Orientierung kann die Erinnerung an den unverzichtbaren kulturellen Fundus Europas geben, dem sich ja auch die Väter der europäischen Einigung nach der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs verpflichtet wußten. Die gemeinsamen Wurzeln, auf die man damals angesichts von Zerstörung und Teilung Europas zurückgriff, sind auch heute noch wirksam, genauso wie die geschichtlich entstandenen nationalen Prägungen, nicht zuletzt im Bildungswesen.

HK: Sind solche Prägungen gerade auch im Bildungswesen nicht eher Hindernisse für eine stärkere kulturelle Verständigung in Europa oder bilden sie dafür eine unverzichtbare Basis?

Picht: Man kann Bildungssysteme immer von zwei Seiten betrachten. Zum einen leben in ihnen nationale Prägungen fort, sowohl in bezug auf bestimmte Bildungsgänge wie auf Denk- und Argumentationsformen. Insofern kann ihre Unterschiedlichkeit sich für den kulturellen Austausch in Europa als hinderlich erweisen. Andererseits dienen die ver-

schiedenen Bildungssysteme auch dazu, gemeinsame kulturelle und geistige Traditionen Europas in spezifischen Ausprägungen weiterzugeben. Europa ist ein Laboratorium konkurrierender geistiger, gesellschaftlicher und ästhetischer Experimente. In dieser Perspektive kann Unterschiedlichkeit Reichtum bedeuten.

HK: Was heißt das konkret?

Picht: Nehmen Sie als Beispiel den Grundtypus der Schulaufsätze in verschiedenen europäischen Ländern. In Frankreich schreibt man von Kindesbeinen an Aufsätze, die auf rhetorische Klarheit und Synthese abgestellt sind. Wir Deutschen dagegen quälen unsere Kinder nach wie vor mit dem traditionellen Besinnungsaufsatz, der darauf zielt, Probleme zu isolieren und dadurch zu vertiefen. Die englischen Kinder wiederum lernen, Essays zu schreiben, was sich nur auf dem Hintergrund der englischen Debattenkultur verstehen läßt. So steckt sogar in jedem Schulaufsatz noch der ferne Abglanz kultureller Versuchsanordnungen, äußert sich darin jeweils eine bestimmte Strömung der philosophischen Traditionen Europas.

HK: Und wie sieht es aus, wo diese kulturellen Prägungen heute im vereinten bzw. sich vereinigenden Europa aufeinander treffen? Kommt es überhaupt zu einem produktiven Austausch?

Picht: Jedenfalls nicht automatisch. Es gibt in Europa auch das Phänomen der Kulturmauer: Leute würden gerne miteinander ein bestimmtes Projekt verwirklichen, finden aber keine gemeinsame Sprache, keine gemeinsamen Kategorien und reden mehr oder weniger aneinander vorbei. Aber gleichzeitig bedeutet es für Europa doch eine ungeheure Chance, wenn es gelingt, die eben genannten kulturell-philosophischen Prägungen nicht einfach gegeneinander abzuschleifen oder nur auf den kleinsten gemeinsamen Nenner zu reduzieren, sondern sie zu einer wirklichen Synergie zu bringen. Genau darin liegt doch auch der kulturelle Standortvorteil Europas gegenüber Japan oder den USA. Nur in Europa gibt es dieses gewaltige Laboratorium der Ideen, Sprachen und Kommunikationsformen. Dementsprechend muß europäische Kulturpolitik darin bestehen, den Austausch innerhalb dieser Vielfalt zu fördern.

„Kultureller Protektionismus ist noch schädlicher als der wirtschaftliche“

HK: Aber bleibt angesichts allgemeiner Hektik und Oberflächlichkeit überhaupt noch die Möglichkeit zu einem intensiveren kulturellen Austausch jenseits flüchtiger Zweck- oder Urlaubskontakte?

Picht: Wir können auf diesem Feld heute eine paradoxe Situation beobachten. Nur ein Beispiel: Die guten Schüler oder Studenten in Europa sind eindeutig international und interkulturell besser ausgebildet als frühere Generationen.

So sind etwa heutige Leistungskurse in Französisch im Niveau auch dem besten Französischunterricht unserer Großeltern turmhoch überlegen. Es gibt also relativ kleine Gruppen, die die Chancen des kulturellen Austauschs, der produktiven Begegnung in Europa voll nutzen, sozusagen die Kleriker oder Aristokraten des neuen Europa. Gleichzeitig erleben wir aber auch eine immense Provinzialisierung, die damit zu tun hat, daß unsere Bildungssysteme mit den großen Zahlen, der Schwächung der Familienerziehung und dem Einfluß der Medien nicht fertig werden. Hier gibt es wirklich Verfallsymptome, die bedenklich stimmen, bis hin zu einem Analphabetismus von jungen Menschen mit formal anerkannten Bildungsabschlüssen.

HK: Längst über ganz Europa verbreitet ist inzwischen eine Management- und Businesskultur, die Englisch als einheitliche Sprache hat und offenbar auf kulturelle Differenzen und kulturelle Vielfalt in Europa keine Rücksicht mehr zu nehmen braucht...

Picht: Hier muß man differenzieren. Wo es darum geht, fertige Produkte jemandem zu verkaufen, der sie auch wirklich haben will, kommt man mit schlechtem Englisch durchaus zurecht. Aber die tiefer gehende wirtschaftliche Kommunikation stößt auch da, wo man sich gut auf Englisch verständigen kann, auf immense Kulturdifferenzen. Das Zusammenlegen von Unternehmen in Europa oder auch schon das gemeinsame Herstellen eines Produkts wird dadurch ungemein erschwert. Gehen Sie nach Toulouse, wo der Airbus gefertigt wird: Dort gibt es die sogenannte „tour des allemands“, den „Turm der Deutschen“, gemeint sind einige Hochhäuser, in denen die deutschen Beschäftigten ohne viel Kontakt mit den französischen Kollegen leben. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich, daß abgesehen von einer dünnen Oberfläche die länderübergreifende Businesskultur sehr brüchig bleibt. Das bestätigen im übrigen auch die Fachleute für interkulturelle Kommunikation im Blick auf entsprechende Unterschiede zwischen den USA und ihren internationalen Partnern.

HK: Aber Tatsache ist doch, daß die Vielfalt der europäischen Sprache in vielen Bereichen zugunsten des Englischen als lingua franca zurückgedrängt wird. Ist diese Entwicklung einer intensiveren Begegnung der Kulturen in Europa nicht eher hinderlich?

Picht: Sicher ist heute ein „fact of life“, daß ohne Englisch nichts mehr läuft. Selbst wir am Deutsch-Französischen Institut stellen – gleich auf welcher Ebene – niemanden mehr ein, der nicht gut Englisch spricht. Wer die kulturelle Vielfalt Europas verteidigen will, darf nicht gegen das Englische angehen, sondern muß die damit gegebenen Chancen nutzen, also dafür sorgen, daß möglichst viele Menschen möglichst gut Englisch sprechen können. Aber auch das beste Englisch reicht nicht aus, wenn es darum geht, in Wissenschaft und Wirtschaft, Technik und Kultur in Europa gemeinsam Neues finden zu wollen. Wo Gedanken und Ideen kreativ entwickelt werden, spielt die jeweilige Muttersprache eine uner-

setzbare Rolle. Deshalb sähe der ideale Zustand so aus, daß möglichst viele Menschen in Europa so miteinander kommunizieren, daß jeder seine Muttersprache spricht und damit an der Wurzel seiner Kreativität bleibt, und die anderen ihn verstehen.

HK: Es wäre für Sie also kein Anschlag auf das europäische kulturelle Erbe, würde man auch in Deutschland – wie derzeit immer wieder gefordert – ganze Studiengänge auf Englisch anbieten, wie es etwa in den Niederlanden heute schon üblich ist?

Picht: Überhaupt nicht! Alles, was den freien Fluß der Ideen fördert, ist positiv, alles, was ihn behindert, führt zur Provinzialismus und Kleinstaaterei. Kultureller Protektionismus ist noch schädlicher als der wirtschaftliche. Wie schon oft in der Geschichte Europas stehen auch heute wieder die nationalen Kulturen vor Herausforderungen von außen, die einen gewissen Sog ausüben und deshalb auch Gegenkräfte hervorrufen. Denken Sie nur daran, daß seinerzeit die deutsche Nationalkultur als Reaktion auf das französische Jahrhundert Europas entstand. Aber Goethe setzte sich für die Weltliteratur ein, Herder war alles andere als fremdenfeindlich. Weiterzukommen ist nur, wenn man in einer solchen Situation nicht bremst, sondern die Kräfte des Austauschs stärkt.

HK: Wenn man in einem beliebigen europäischen Land abends den Fernseher anschaltet, stößt man meist auf die gleichen Serien oder Spielfilme. Was nützen denn noch so subtile und gut gemeinte Überlegungen zum europäischen Kulturaustausch, wenn es de facto in den elektronischen Medien schon weithin einen Einheitsbrei gibt?

Picht: Der Glaube, durch die explosionsartige Entwicklung der Medien würde sich der internationale Kulturaustausch beschleunigen, hat sich nur in einem sehr oberflächlichen Sinn bewahrheitet. Jede Information ist heute überall zeitgleich verfügbar. Aber die Tatsache, daß heute überall in Europa vor allem seit der Privatisierung des Fernsehens die gleichen, vor allem amerikanischen Filme laufen, hat insgesamt eher eine provinzialisierende als globalisierende Wirkung. Paradoxerweise wird auch unser öffentlich-rechtliches Fernsehen, indem es sich an die kommerziellen Sender anpaßt und nach Einschaltquoten schießt, in einer grausigen Form immer provinzieller. Sportsendungen lassen sich zwischen den einzelnen Ländern relativ leicht austauschen und auch ein bestimmter Typ des deutschen Fernsehkrimis ist zum Exportschlager geworden. Aber Nachrichtensendungen sind nicht transferierbar: So waren die Versuche, deutsch-französische Fernsehangebote zu gestalten, furchtbare Flops, wobei ich hier den Kulturkanal „Arte“ ausdrücklich ausnehme. „Arte“ versucht mit unterschiedlichem Erfolg so etwas wie eine Mischästhetik zu entwickeln und ist deshalb ein unverzichtbares kulturelles Experimentierfeld.

HK: Durch die elektronischen Medien wird flächendeckend in Europa auch eine Pop- und Jugendkultur transportiert, die längst länderübergreifend zum Allgemeingut einer

Generation geworden ist. Verfallserscheinung oder auch Chance?

Picht: Daß junge Leute in Europa heute auf dem globalen Markt gewisse kulturelle Moden miteinander teilen, kann durchaus eine Brücke zwischen ihnen sein. Worüber reden Jugendliche aus verschiedenen Ländern, wenn sie sich treffen? Sie versuchen, sich darüber zu verständigen, wer welche Musik mag. So findet die Interrail-Jugend, die quer durch Europa reist und nach unseren Maßstäben von Ländern und Kulturen dabei ziemlich wenig mitbekommt, doch gemeinsame Bezugspunkte. Hier entwickelt sich mit der sogenannten Worldmusic ein Stück Weltkultur. Gleichzeitig gibt es aber auch im Bereich der Jugendkultur kreative Neuentwicklungen, die an ein bestimmtes Land gebunden sind. Ich denke etwa an die französische Rap-Kultur, die Protestchansons der französischen Banlieue, die anderswo wenig rezipiert werden. Der Blick auf die höchst prekäre Lage der Jugend in Europa bringt uns auf die heute entscheidende Frage, ob der Versuch, kulturell wie politisch und wirtschaftlich eine tragfähige Einheit herauszubilden, gelingt, und wie sich dieses Europa im Vergleich mit den anderen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Kraftzentren in der Welt bewähren kann.

„Das Europa des Bildungsbürgertums hat es nie gegeben“

HK: Im Augenblick geht es aber auch vor allem darum, wie das neue, größere Europa nach dem Wegfall des Eisernen Vorhangs mit seiner kulturellen Integration vorankommt. Denken wir auch in kulturellen Dingen immer noch zu einseitig westeuropäisch, wenn wir von Europa sprechen?

Picht: Solange polnische oder tschechische Intellektuelle gegen den Kommunismus kämpften, waren sie für uns Westeuropäer interessant und faszinierend, nicht zuletzt weil wir sie als Verbündete im Kalten Krieg betrachteten. Demgegenüber gibt es unter osteuropäischen Intellektuellen heute eher so etwas wie eine verbreitete Flucht nach dem Westen, der ihnen jetzt scheinbar offensteht. Das geht natürlich teilweise auf Kosten der osteuropäischen National- und Lokalkulturen, die unter dem Druck der Diktaturen stark und für die jeweilige Identität wichtig waren. Aber die Erweiterung Europas nach Osten hat im westeuropäischen Bewußtsein inzwischen weitgehend stattgefunden, auch wenn die Beitrittsverhandlungen mit der EU ihre Zeit brauchen werden. Einer der Gründe dafür, daß der kulturelle Austausch in Westeuropa derzeit ein wenig durchhängt, ist schließlich, daß sehr viele Mittel in osteuropäische Aktivitäten fließen. Denken Sie nur an die entsprechenden Mittelverlagerungen beim Goetheinstitut, die sich auf dessen Arbeit massiv auswirken.

HK: Könnte der jetzt ermöglichte kulturelle Austausch zwi-

schen Ost und West in Europa nicht dadurch in neue Schwierigkeiten geraten, da sich zumindest in Teilen des früheren Ostblocks antiwestliche Tendenzen verstärken, gerade auch als Reaktion auf die rasend schnelle wirtschaftliche und gesellschaftliche Modernisierung?

Picht: Es gibt ein schönes Buch des polnischen Historikers Pomjan mit dem Titel „Europa und seine Nationen“, das die Kräfte der Annäherung wie der Zersplitterung in Europa seit der Antike behandelt. Dabei zeigt sich ein periodisches Hin-und-Her zwischen Annäherung und Verweigerung. Fast wie durch ein Naturgesetz gesteuert werden unter sozialem Druck die Kräfte nationalistischer Regression stärker. Das gibt es, man denke an Le Pen in Frankreich, heute ja durchaus auch in der Westhälfte Europas. Es gibt nationalistische oder sogar rassistische Tendenzen zur Abschottung, im Osten verbunden mit dem Ressentiment gegen alles Westlich-Okzidentale.

HK: Fehlt es nicht im Westen schlicht und einfach nach wie vor an soliden Kenntnissen über Sprache und Kultur der Länder, die jetzt in die europäischen Strukturen zu integrieren sind?

Picht: Das große Problem ist hier die Asymmetrie. Es gibt sehr viele Polen, die sich brennend für den Westen interessieren, aber Leute, die bereit sind, Polnisch zu lernen, müssen wir bei uns mit der Laterne suchen. Dennoch führt kein Weg an der Intensivierung des Austausches vorbei, auch wenn er sich wegen dieser Asymmetrie schwierig gestaltet. Es gibt etwa das Experiment Frankfurt/Oder, dessen wiedergegründete Universität bewußt als deutsch-polnische bzw. westeuropäisch-polnische Hochschule konzipiert ist. Nur sind dort auch schon polnische Studenten von Einheimischen verprügelt worden. Es ist also noch sehr viel zu tun.

HK: Für den kulturellen Austausch braucht es nicht nur Strukturen und Institutionen, sondern auch handelnde Subjekte. Früher gab es einmal den europäischen Bildungsbürger, der in mehreren Nationalkulturen sprachlich-literarisch, künstlerisch zu Hause war. Dieser Typ ist doch weitgehend ausgestorben...

Picht: Es ist müßig, darüber zu lamentieren. Das nostalgisch heraufgezauberte Europa des Bildungsbürgertums hat es in Wirklichkeit als ein auf breiter Basis funktionierendes Gemeinwesen gar nie gegeben. Die Geschichte des europäischen Bildungsbürgertums vom 18. Jahrhundert bis zur Generation von Hofmannsthal und Thomas Mann besteht aus einer langen Reihe von Klagen darüber, daß ihre Ideen und Anstöße nicht zum Zuge kamen. Natürlich gab es früher einzelne, die sich über den schulmäßigen Bildungskanon hinaus mit großer Anstrengung andere Kulturen zu eigen gemacht, darüber in einer europäischen Perspektive reflektiert haben. Aber solche Menschen gibt es heute genauso, und zwar in allen Bereichen, einschließlich der Politik. Daß es sich dabei teilweise nicht um die Spitzenpolitiker handelt, liegt an der Ochsentour durch den Politikbetrieb, die ihren Preis fordert. Entscheidend ist aber, daß es ein hinreichend dichtes Ge-

flecht von Leuten in der Politik, der Wirtschaft und den Medien gibt, die sich in anderen europäischen Kulturen auskennen und mit ihnen zu leben verstehen.

HK: Lücken in diesem Geflecht scheint es derzeit gerade im für Europa so entscheidenden deutsch-französischen Verhältnis zu geben. Jedenfalls wird darüber geklagt, daß sich Deutschland und Frankreich kulturell eher wieder fremder geworden seien, daß man sich zu wenig umeinander kümmere. Können Sie dem zustimmen?

Picht: Es gibt zahlreiche Absichtserklärungen auf höchster Ebene mit vielen Empfehlungen für deutsch-französische Projekte. Auf den Ebenen darunter sind allerdings verschiedene ausgesprochen dumme Kräfte am Werk, was sich nicht zuletzt beim Thema Sprache zeigt. Die Nachfrage nach Französisch geht aus verschiedenen Gründen in Deutschland zurück und eine ähnlich dramatische Entwicklung spielt sich auch in Frankreich im Blick auf das Deutsche ab. In Deutschland vernachlässigt man die anderen Sprachen zugunsten des Englischen; in Frankreich wird inzwischen vielfach Spanisch statt Deutsch gewählt, weil man erstere für die leichtere Sprache hält. Das Problem ist aber nicht nur eines der Nachfrage, des Unverständnisses von Eltern und Schülern für die Chancen und den Bedarf im vereinigten Europa, sondern auch des Angebots, was sich nicht zuletzt in der Grenzregion Elsaß-Baden verhängnisvoll auswirkt. Ohne den sprachlichen Sockel hängt aber der kulturelle Austausch letztlich in der Luft.

„Zwischen Deutschland und Frankreich läuft kulturpolitisch einiges schief“

HK: Im Blick auf die weitere Entwicklung des kulturellen Austauschs zwischen Deutschland und Frankreich wäre demnach eher Skepsis geboten?

Picht: Jedenfalls läuft kulturpolitisch zwischen Deutschland und Frankreich derzeit einiges schief. Es hilft nichts, daß immer neue Prestigeprojekte ins Leben gerufen und deutsch-französische Kulturräte gegründet werden, wenn man gleichzeitig Stipendienprogramme zurückfährt und damit die Möglichkeiten des konkreten Austauschs beschneidet. Was aus dem neuen Projekt einer deutsch-französischen Universität wird, muß sich auch erst noch zeigen. Natürlich wäre eine solche Institution eine gute Sache; nur darf die Förderung der Hochschulbeziehungen in der Breite nicht darunter leiden. Man sollte allerdings kein nur negatives Bild zeichnen: Schließlich floriert der freie Markt des Kulturaustausches bei attraktiven Themen durchaus. Die hoch umstrittene Direktorin der diesjährigen Documenta ist eine Französin! Der Direktor der baden-württembergischen Akademie Solitude ein Franzose, der neue Direktor des Pariser Centre Pompidou ein Deutscher. Deutschland und Frankreich haben sich kulturell nach wie vor viel zu sagen, nur bauen die beiden Länder gerade in den entscheidenden

Fragen der europäischen Integration auf unterschiedlichen Traditionen auf.

HK: Und wo liegt für Sie heute diese entscheidende Frage? Mit dem Euro allein ist es ja sicher nicht getan...

Picht: Letztlich geht es darum, ob Europa seine geistige und soziale Identität behält. Es gibt ein Buch des Historikers Hartmut Kälble, der zwei Grundpfeiler dieser Identität herausarbeitet: Zum einen ist es eine bestimmte Siedlungsstruktur mit der Kirche und dem Rathaus in der Mitte, die es so nur in Europa gibt, zum anderen eine bestimmte Form sozialer Solidarität. Es geht deshalb heute zum einen um die Frage, ob sozusagen die Kirche noch im Dorf bleibt, also ob die geistigen Wurzeln Europas, nicht zuletzt die christlichen, noch genügend präsent sind, zum anderen darum, ob wir das europäische Modell sozialer Solidarität im Sinn einer europäischen sozialen Marktwirtschaft weiterentwickeln können. Das ist nicht eine rein technisch-ökonomische, sondern auch eine eminent kulturelle Herausforderung bzw. Gestaltungsleistung. In der europäischen Geschichte gibt es viele Beispiele dafür, wie soziale Integration bewerkstelligt werden kann, wie sich die Verantwortung des einzelnen aktivieren läßt, sowohl im Bereich der Kirchen als auch von nichtkirchlichen Bewegungen wie etwa der sozialistischen.

HK: Der in unterschiedlichen Varianten in Europa entstandene Wohlfahrts- und Sozialstaat steckt heute aber doch in einer tiefen Krise, die keinesfalls eine bloße Fortsetzung der Entwicklung der letzten Jahrzehnte erlaubt. Muß sich hier doch auch bewußtseinsmäßig und kulturell in Europa nicht einiges ändern?

Picht: Die weitere Entwicklung des Sozialstaats bzw. einer sozialen Marktwirtschaft ist mit Grundfragen der europäischen Kultur verbunden: Wie sieht es mit der Eigenverantwortlichkeit des Individuums aus? Was muß kulturell durch allgemeine und technische Bildung getan werden, um die Eigenverantwortung zu stärken und wie ist das soziale Umfeld der Menschen wirtschaftlich und damit auch kulturell zu aktivieren? Es gibt heute ein Europa der soziokulturellen Erneuerung mit zum Teil sehr unorthodoxen Kräften und Ideen. Stiftungen engagieren sich sehr stark in diesem Bereich, die Kirchen geben gute Anstöße, aber auch große Unternehmen, die ihre soziale Verantwortung wieder ganz neu wahrnehmen, die sich in europaweiten Bildungsprogrammen für soziale Randgruppen und deren Integration engagieren. Der Kampf gegen die Ausgrenzung bestimmter gesellschaftlicher Gruppen setzt überall in Europa innovative Kräfte für Bildung und Ausbildung und damit für die europäische Kultur insgesamt frei.

HK: Vom kulturellen Erbe Europas oder auch vom christlichen Abendland ist heute nicht zuletzt dort die Rede, wo man besorgt auf die Anwesenheit von Menschen aus außereuropäischen Kulturen in Europa und deren mögliche Folgen blickt. „Multikulturelle Gesellschaft“ ist zunächst nicht mehr als ein Schlagwort, aber die damit angezeigte Herausforderung ist noch nicht bewältigt...

Picht: Wir müssen uns zunächst von der Lebenslüge befreien, die europäischen Staaten seien keine Einwanderungsländer. Inwieweit die Präsenz außereuropäischer Kulturen eine Bereicherung für Europa ist, hängt vor allem vom Grad der gegenseitigen Offenheit ab. Es gibt als extreme Modelle zum einen das englische, das mehr auf die separate Entwicklung und das Nebeneinander einzelner Volksgruppen setzt, zum anderen das französische mit seinem Grundgedanken der möglichst weitgehenden Assimilation. Der vernünftige Weg liegt vermutlich irgendwo in der Mitte zwischen dem Akzeptieren der Differenzen und deutlichen Angeboten zur gesellschaftlich-kulturellen Einbeziehung. Es widerspricht jedenfalls dem Geist Europas, wenn man aus dem christlichen Abendland einen kulturell-ideologischen Abgrenzungsbegriff macht. Daß die Kirchen nicht in dieses Horn stoßen, finde ich im übrigen ausgesprochen positiv.

„Es kommt darauf an, die Dissonanzen zum Klingen zu bringen“

HK: Jacques Delors hat vor einigen Jahren davon gesprochen, man müsse Europa eine Seele geben und hat damit vermutlich nicht zuletzt die kulturelle Dimension gemeint. Was wäre denn eine europäische Vision, die den Reichtum und die Verschiedenheit der nationalen Kulturen ebenso berücksichtigt wie den Austausch und die Begegnung zwischen ihnen auf dem gemeinsamen kulturell-geistigen Fundament?

Picht: Europa hatte immer eine sehr unruhige Seele, war immer das Produkt seiner Spannungen, Widersprüche und Dissonanzen. Es kommt deshalb darauf an, diese Dissonanzen zum Klingen zu bringen. Wieweit das in den kommenden Jahren gelingt, ist völlig offen. Sicher ist jedenfalls im Rückblick auf die Geschichte, daß sowohl politisch wie kulturell alle Versuche gescheitert sind, Europa durch die Herrschaft von Teilkraften über das Ganze, durch starre Ordnungen integrieren zu wollen. Das Konzert der europäischen Nationen sollte nicht das der Metternichschen Repression aller Abweichungen sein, das ja auch gescheitert ist. Es sollte vielmehr möglichst offen bleiben und versuchen, Abschottungen gegeneinander zu überwinden, ohne dabei zu verleugnen, daß hier wirklich sehr verschiedene Sprachen, Kulturen und Ideen beteiligt sind. Die Seele Europas läßt sich nicht durch Dekret verordnen.

HK: Das wäre dann auch die nicht zu überschreitende Grenze aller bewußt geplanten Bemühungen um eine kulturelle Integration in Europa?

Picht: Jacques Delors jedenfalls war sich dessen deutlich bewußt. Unter seiner Federführung entstand nicht nur das Weißbuch über die wirtschaftliche Weiterentwicklung Europas. Er hat auch ganze Ketten von Kolloquien und Begegnungen in Gang gesetzt, bei denen es um das kulturell-geistige Profil eines vereinten Europas ging. So hat Delors bei-

spielsweise die Orden in Europa dazu eingeladen, sich an einem solchen Dialog über die Seele und die Zukunft Europas zu beteiligen. Ich konnte selber ungeheuer spannende Gespräche mit Dominikanern und Benediktinern aus verschiedenen europäischen Ländern führen, die auf diese Anregungen zurückgingen. Solche verheißungsvollen Ansätze müs-

sen fortgeführt werden. Natürlich stehen wir in Europa derzeit vor sehr schwierigen Entwicklungen. Aber ich bin ganz und gar nicht pessimistisch, weil ich sehe, wie dieses Europa immer wieder zugleich seine eigenen positiven Kräfte hervorbringt. Der Ausgang dieses Kampfes ist natürlich immer offen.

Weltinnenpolitik durch Weltethos?

Rückfragen an das Projekt von Hans Küng

In seiner 1990 veröffentlichten Programmschrift „Projekt Weltethos“ hat Hans Küng die „Notwendigkeit eines Ethos für die Gesamtmenschheit“ dargelegt. Anfang des Jahres folgte nun eine Fortschreibung dieses Projektes, mit der der Schweizer Theologe deutlich machen will, „wie das Weltethos in Weltpolitik und Weltwirtschaft konkret zur Geltung gebracht werden kann“. Der Hamburger Sozialethiker Thomas Hoppe skizziert im Folgenden die Chancen und Grenzen der Küngschen Argumentation und weist auf Anknüpfungspunkte für die weitere Diskussion.

Als Hans Küng 1990 mit seinem Entwurf für ein „Projekt Weltethos“ an die Öffentlichkeit trat, fiel dies zusammen mit einem politischen Umbruch in Europa von epochaler Bedeutung. Der Fall der Berliner Mauer war Ankündigung und Symbol: bald sollte die Trennlinie zwischen den Blöcken überwunden werden. Eine unerwartete politische und gesellschaftliche Dynamik wurde freigesetzt. Erstmals seit dem Zweiten Weltkrieg schienen Hoffnungen auf die Möglichkeit einer „neuen Weltordnung“ (George Bush) wieder ein reales Fundament zu erhalten.

Dies spiegelte sich nicht zuletzt in einem der wichtigsten konzeptionellen politischen Dokumente dieses Jahres, der „Charta von Paris für ein neues Europa“ der Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE). Besann man sich zu dieser Zeit auf die grundlegenden politisch-ethischen Überlegungen, die Carl Friedrich von Weizsäcker bereits vor geraumer Zeit in seiner Studie „Wege in der Gefahr“ (München 1976, im folgenden: WG) vorgelegt hatte, dann lag es nahe, den historischen Moment als Katalysator eines „Bewußtseinswandels“ zu deuten. Er hätte die Wahrnehmung außenpolitischer Probleme aus dem Blickwinkel einer „Weltinnenpolitik“ – und damit die Durchsetzbarkeit einer dieser Wahrnehmung entsprechenden Politik – entscheidend erleichtern können.

Weizsäcker hatte mehrfach betont, daß es gleichwohl ein Irrtum wäre zu meinen, eine solche Politik könne es bei der Herbeiführung veränderter organisatorischer, wirtschaftlicher oder gesellschaftlicher Bedingungen bewenden lassen. Damit wäre die Frage nach der notwendigen Veränderung des individuellen Wahrnehmungsvermögens der moralischen Subjekte unerörtert geblieben. Er insistierte darauf, daß „die objektivierbare Gestalt eines Gesellschaftssystems

überhaupt nicht aus[reicht], um die Vernunft seiner Träger zu garantieren. Die Bemühung um Vernünftigkeit bleibt in jedem von ihnen eine moralische Forderung“ (WG 240f.). Das der Politik unmittelbar mögliche Handeln könne darauf nur indirekt, jedoch dennoch sehr wirksam, Einfluß nehmen, indem es nämlich die Hindernisse aus dem Wege schaffe, die sich der „Erziehung und Bestätigung vernünftiger Wahrnehmung“ (WG 265) entgegenstellten.

Die vernunftermöglichende Wirkung des Religiösen

Für die ursprüngliche Befreiung des Menschen aus seiner existentiellen Befangenheit in jener Angst, die Weizsäcker als „die Furcht vor der eigenen Unfähigkeit zum Frieden“ (WG 250) beschreibt, bedürfe es letztlich eines religiösen Bezugs: „In der Sprache der christlichen Tradition ist der Affekt, der die Vernunft ermöglicht, die Liebe. Glaube, im Sinne christlicher Tradition, ist nicht ein Fürwahrhalten, also eine Verstandeshypothese, sondern ein Offensein für die Liebe, das die Angst überwindet“ (ebd.). Diese Überzeugung von der vernunftermöglichenden Wirkung des Religiösen trug später seine Hoffnung auf eine Weltversammlung der christlichen Konfessionen, die die Anliegen von Gerechtigkeit, Frieden und der Bewahrung der Lebensgrundlagen voranbringen sollte.

Nicht nur in diesem prinzipiellen Zugang zum Thema, auch in der Weise seiner konkret-praktischen Verfolgung und Umsetzung ergeben sich manche Parallelen zwischen den Ansätzen Weizäckers und Küngs. Auch Küng geht es um